

Nr. 34. Bromberg, den 13. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von **Walter Erbse.**

(5. Fortsetzung.)

Ehe sie am anderen Morgen zur Aufnahme bei der Hesag fuhr, brachte sie die Frankennoten von Monte Carlo zur Bank. Sie war erstaunt, als ihr der Beamte die Abrechnung übergab. Fast fünfzigtausend Mark wurden ihrem Konto gutgeschrieben. Wieder hatte sie das Gefühl, als hätte sie sich durch einen Raubmord bereichert.

Sie fuhr zur Hesag hinaus und war froh, daß sie durch die Arbeit ihren Gedanken eine andere Richtung geben konnte.

Stegwald war „äußerst liebenswürdig" zu ihr und sehr gut gelaunt. Bei Klingherr und ihr waren keine endlosen Proben nötig. Die Aufnahmen gingen glatt von statten. Die Szenen mit Maria Andreas und den anderen hielten länger auf. Stegwald meinte aber doch, daß der Film in etwa vierzehn Tagen fertig werden könnte.

Es schien Gisa, als erwartete Stegwald eine Frage über den gestrigen Abend von ihr. Aber sie war ganz im Beruf, ganz die kühle, überlegene Schauspielerin. Sie mochte sich nicht von ihm von dem gestrigen Zusammensein mit Maria etwas vorschwärmen lassen. Auch die kurze Frage, die sie in einer Pause an Maria richtete, war so, daß sie keine lange Erklärung erwartete.

„War's schön, gestern Abend, Maria?"

„Ja, Gisa!"

Mit träumenden Augen sah sie vor sich hin und lächelte.

„Wenn es dir recht ist, Maria, so hole ich dich um vier mit dem Auto ab. Das Wetter ist herrlich zu einer kleinen Spazierfahrt."

Sie zog schon die Handschuhe an, während sich Maria noch umkleiden mußte.

„Also auf Wiedersehen um vier!"

Maria war sonst immer mit ihr zur Stadt gefahren, heute würde sie wahrscheinlich Stegwald in seinem Wagen mitnehmen. Fröhlich winkte sie Gisa zu.

„Auf Wiedersehen, Gisa!"

Gisa Gisbert fuhr allein nach Hause.

3.

Gisa lag auf der Ottomane, die Arme hinter dem Kopf verschränkt und blickte träumerisch in den blauen Frühlingshimmel mit den kleinen fleckigen, weißen Wölkchen. Leise rührte der Schlaf an ihrer Stirn. Wie aus der Ferne klangen die Stimmen von der Straße und verschwanden wieder. Da klang ganz nahe die helle Stimme Alices:

„Gnädiges Fräulein!"

Gisa schlug die Augen auf. Das Mädchen stand neben ihr.

„Was gibt's Alice?"

„Ein Herr, der Sie dringend zu sprechen wünscht, gnädiges Fräulein."

„Du weißt, daß ich jetzt für niemand zu sprechen bin, Alice."

„Der Herr ließ sich aber nicht abweisen." Eine ängstliche Verlegenheit klang aus Alices Stimme.

Gisa griff nach der Karte des Besuchers.

„Kreschmann — — Polizeikommissar."

Die Karte zitterte in ihrer Hand. Nun würde das Verhängnis über sie hereinbrechen. Sie fühlte, wie sich eine eiserne Kette um ihre Brust legte. Schwer stützte sie sich auf die Ottomane. Sie sah den fragenden Blick des Mädchens, sie durfte jetzt nicht schwach sein!

Sie sprang auf und strich die Haare zurecht.

„Lassen Sie den Herrn hereinkommen."

Alice öffnete die Tür. „Bitte!"

Der Besucher hatte den Mantel nicht abgelegt und hielt den Hut in der Hand. Er verbeugte sich kurz.

„Sie wünschen?" Die Frage klang hochmütig und abweisend.

„Ich will mich nicht in einem Schwall von Entschuldigungen wegen meiner Störung ergehen, Fräulein von Benkendorf. Ich komme in dienstlicher Angelegenheit und habe den Auftrag, Sie zu verhaften."

Gisa wich einen Schritt zurück. Ihr Innerstes wehrte sich gegen das brutale Schicksal in Gestalt dieses Polizeimenschen. Sie wollte reden, aber sie brachte kein Wort hervor. Sie hörte die ruhige Stimme des Kommissars.

„Ich bitte Sie, meinen unangenehmen Auftrag nicht unnötig zu erschweren, Fräulein von Benkendorf. Sie würden sich selbst den größten Gefallen erweisen, wenn Sie mir unauffällig folgen würden. Das Auto steht vor dem Haus bereit. Vorher möchte ich Sie allerdings bitten, meine Legitimation und den Haftbefehl zu prüfen."

Gisa neigte stumm den Kopf.

„Wenn Sie sich vielleicht noch umzukleiden beabsichtigen — — bitte! Ich werde hier warten."

„Sie sind sehr rücksichtsvoll", sagte Gisa mit bitterer Ironie.

Der Kommissar lächelte verbindlich. „Gewiß, Gnädigste!"

„Ich bitte, sich eine Viertelstunde zu gedulden."

Der Kommissar verbeugte sich zustimmend.

Sie hatte ein schlichtes Straßenkleid an, als sie wieder ins Zimmer trat. Der Kommissar stand noch immer im Mantel, den Hut in der Hand, vor einem Bild der Iphigenie von Feuerbach.

„Eine ausgezeichnete Kopie", sagte er ruhig.

Die gleichgültige Ruhe dieses Menschen reizte Gisa.

„Bitte, wir können gehen."

Er verbeugte sich und ließ sie vorangehen.

Einen Augenblick überlegte Gisa, ob sie dem Mädchen eine Nachricht für Maria hinterlassen sollte, doch sie sagte nur:

„Warte mit dem Abendbrot nicht auf mich, Alice."

Sie meinte hinter ihrem Rücken das Lächeln des Kommissars zu sehen.

Gisa lehnte sich in die Polster des Autos zurück und schloß die Augen. Sie hatte das Gefühl, als würde sie in Ketten durch die Stadt geführt, als liefe sie Spießruten durch die gaffende, höhnende Menge. Der Polizeimann neben ihr erschien ihr als stummer Henkersknecht. Aber er

war ein wohlerzogener Kavalier, der ihr beim Aussteigen galant die Hand reichte.

Sie schritten nebeneinander durch die hallenden Gänge des Gerichtsgebäudes. Ein Gerichtsdiener öffnete vor ihnen eine Tür.

„Ich muß Sie jetzt allein lassen, Fräulein von Benkendorf", sagte ihr Begleiter freundlich. „Ich hoffe, daß der Untersuchungsrichter Sie heute noch vernehmen kann. Jedenfalls werde ich ihn sofort von Ihrer Ankunft benachrichtigen. Im übrigen wünsche ich Ihnen, daß Ihr Aufenthalt hier von recht kurzer Zeit sein möge."

Sie erwiderte seinen Gruß nicht. Sie starrte auf die kahle Einrichtung des Raumes, auf die eiserne Bettstelle mit den wollenen Decken, das hohe vergitterte Fenster. Sie hörte den Schlüssel im Schloß sich drehen. Sie war allein! Sie lachte ein Lachen, das einem Schluchzen glich.

Nach einer endlosen Stunde holte man sie.

Ein Herr mit einer Hornbrille rührte sich kaum bei ihrem Eintritt in das Amtszimmer.

„Nehmen Sie Platz!"

Der Untersuchungsrichter wies auf einen Stuhl an dem Tisch sich gegenüber. Gisas Gesicht war eisig in ablehnendem Hochmut. Der Richter blätterte in den Akten, betrachtete einige Photographien und musterte die Frau mit dem Blick eines Inquisitors. Die Rechte spielte nervös mit dem Bleistift.

„Sie sind Fräulein Gisela von Benkendorf?"

„Ja."

Er las ihre Personalien aus den Akten vor.

„Sie sind Filmschauspielerin, angestellt bei der Helios-Film-Gesellschaft unter dem Namen Gisa Gisbert?"

Er hüstelte und wartete auf ihre Antwort. Gisa senkte ein wenig den Kopf.

„Sie werden beschuldigt, in Monte Carlo am 23. März einen Menschen getötet zu haben. Was haben Sie zu der Anklage zu sagen? In Ihrem eigenen Interesse möchte ich Sie bitten, wahrheitsgetreu zu berichten und sich nicht in Widersprüche zu verwickeln."

Ruhig sah Gisa in die scharfen Brillengläser.

„Ich habe im Kasinogarten von Monte Carlo auf einen Menschen geschossen."

„Sie bekennen sich also des Mordes an dem Vicomte de Ribmans schuldig?" sagte der Richter überrascht.

„Des Mordes? Nein! Sie legen meiner Aussage einen falschen Sinn unter. Ein Mord ist heimtückisch, feige, überlegt. Ich habe mich eines Menschen erwehrt, wie man sich eines tollen Hundes erwehrt, der einen in der Nacht anspringt. Ich habe auf einen Menschen geschossen. Das ist meine Aussage."

Der Untersuchungsrichter nagte nervös an seiner Unterlippe. Er hüstelte, um Zeit zu gewinnen.

„Ihr Geständnis erleichtert jedenfalls die Verhandlung wesentlich. Wie Ihre Tat zu beurteilen ist, müssen Sie schon dem Spruch der Richter überlassen."

„Sie sprachen von Mord, Herr Richter! Ich habe nicht gemordet!"

Er machte nur eine hilflose Handbewegung.

„Sie kannten den Vicomte de Ribmans schon lange?" fragte er.

„Ich kannte ihn überhaupt nicht."

„Ach? Wie lange weilten Sie denn in Monte Carlo?"

„In Monte selbst drei Tage."

„Sie waren also schon längere Zeit an der Riviera?"

„Ich bin mit der Helios-Gesellschaft in San Remo gewesen."

„Wie lange?"

„Wohl 14 Tage."

„Haben Sie dort Bekanntschaften gemacht?"

„Kaum einige flüchtige Hotelbekanntschaften. Uns blieb fast keine Stunde Freizeit am Tage."

„Es wurden Filmaufnahmen hergestellt?"

„Gewiß, das war der Grund unseres Aufenthaltes an der Riviera. Die Gesellschaft suchte jeden Tag weitgehendst auszunutzen."

„Sie sind mit Ihrer Gesellschaft von San Remo nach Monte Carlo gefahren?"

„Nein. Sie werden ja darüber bereits bei der Hefag Erkundigungen eingezogen haben. Ich nahm mir einen Urlaub von vierzehn Tagen und fuhr mit einer befreundeten Kollegin nach Monte Carlo."

„Und wer war diese befreundete Kollegin?"

„Fräulein Maria Andreas."

Der Richter machte sich eine Notiz.

„Sie machten während der drei Tage in Monte Carlo keine Bekanntschaften?"

„Nein."

„Sie besuchten die Spielsäle?"

„Ich ging am zweiten Abend unseres Aufenthaltes mit meiner Freundin ins Kasino."

„Sie spielten und gewannen?"

„Ja."

„Wie hoch war die Summe, die Sie an jenem Abend gewannen?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe die Scheine ungezählt in den Schreibtisch meines Zimmers eingeschlossen."

„Sie waren durch das Spiel aufgeregt?"

„Mein Interesse, das ich für das Spiel hatte, war zunächst nur Neugierde. Ich wollte, wie wohl jeder, der nach Monte Carlo kommt, dem Moloch aus Neugierde meinen Zoll zahlen. Ich hatte zu diesem Zweck einige hundert Franken ausgesetzt. Viel interessanter als der Gewinn war mir das Studium der von ihren Leidenschaften gehetzten Menschen. So sah ich anfänglich ruhig zu, wie ich gewann und verlor, bis sich das Glück wie eine Klette an mich heftete. Ich war als harmlose Zuschauerin in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Die Menschen drängten sich um meinen Stuhl. Ich sah neugierige und verzerrte Gesichter um mich, und da verlor ich meine gleichgültige Ruhe. Ich schwamm in dem Strom mit den anderen. Vor meinem Platz häuften sich die Banknoten. Ich wollte das Glück, das mir unheimlich war abschütteln, setzte bis zur Höchstgrenze und — — gewann. Da fühlte ich die Hand meiner Freundin auf meinem Arm. Ich sah in ihr erregtes Gesicht und wurde nüchtern. Ich stand auf und raffte die Scheine vor mir zusammen."

„Sie kehrten mit Ihrer Freundin darauf in Ihr Hotel zurück?"

„Ja. Wir tranken noch Mokka in der Diele. Mich hatte das Spiel doch recht aufgeregt."

„Sie haben an jenem Abend den Vicomte de Ribmans nicht kennen gelernt?"

„Nein."

„Sie machten seine Bekanntschaft auch an dem darauffolgenden Tage, also am 23. März, nicht?"

„Ja und nein."

„Fräulein von Benkendorf, Sie haben bisher auf meine Fragen erschöpfend und klar geantwortet. Verwickeln Sie sich jetzt nicht in Widersprüche! Ich frage Sie nochmals, haben Sie den Vicomte de Ribmans am 23. März kennen gelernt?"

„Ich kann die Frage nicht mit ja oder nein beantworten."

„So erklären Sie sich bitte!"

„Das werde ich ja tun müssen. Gegen Mittag des 23. März wurde mir vom Portier des Hotels ein Brief übergeben. Einige Worte standen auf dem duftenden Papier „Madame, donnez revanche! Charles de R." Einer von denen, die gestern Abend verloren hatten, forderte mich also zur Revanche auf. In Gedanken ließ ich den vergangenen Abend an mir nochmals vorbeiziehen. Ich erinnerte mich eines blassen, interessant aussehenden Menschen, der mich zu Beginn des Spieles auffallend fixiert hatte. Später hatte ich nicht mehr darauf geachtet, da das Spiel meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Auch meine Freundin hatte am Abend, als wir in der Diele Kaffee tranken, von einem Mann gesprochen, der mich aufmerksam beobachtet hatte, und dabei eine Note nach der anderen verlor. Erst als ich den Brief in der Hand hielt, kam mir das blasse Gesicht meines Gegenübers wieder in Erinnerung."

„Auf diesen Brief hin gingen Sie am Abend des 23. März also wieder in die Spielsäle?"

„Ja."

„Ihre Freundin begleitete Sie an jenem Abend nicht?"

„Nein. Sie fühlte sich nicht recht wohl und blieb im Hotel. Ich glaube, sie konnte auch nicht verstehen, daß ich noch einmal in den Taumel hineintauchen wollte, nur um dem Verlierer Gelegenheit zu geben, den Verlust an mir wieder wett zu machen."

„Sie fanden den Mann am Spieltisch?"

„Ja. Er saß an demselben Platz wie am Abend vorher. Das herausfordernde Fixieren der dunklen Augen machte mich etwas nervös. Ich mußte gegen ein Unbehagen ankämpfen." Sie stockte.

„Bitte erzählen Sie weiter, Fräulein von Benkendorf", sagte der Richter ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

Im Treibeis.

Skizze von Otto Boris.

Der Nordwest lag schwer über dem Lande. Von der See kam er, mit Feuchtigkeit, und staute die Eisschollen im Tief. Den blassen Sand der Nehrung verhing er mit dunkelgrauen Schleiern, stäubte seine Tröpfchen gegen den roten Turm der Hafenmole und wischte den harten, fernen Strich weg, der Himmel und Wasser trennt. Die leichte Dünung, auf der das Boot mit scharfem Kiel vor dem Winde strich, spiegelte totes Grau.

Im Bug stand Martin, groß, starr und gespreizt, den Südwester fest aufs Haar gedrückt, in Ölmantel und Wasserstiefeln, die Büchse anschlagbereit. Er lauschte. Von links kam durch den diesigen Dunst leises Entengeschnatter. Mit der Hand gab er die Richtung an, und Erich, sein Freund, riß das Steuer herum. Ein Schoof Pfeifenten stand auf. Ein Doppelblitz und Knall — Pulvergeruch, den rasch der Wind schlang. Dann begann das Lavieren nach den gefallenen Vögeln. „Vierzehn!" zählte Martin, indem er die erste aufgenommene Ente zu den übrigen warf. Er vermied es, den Freund anzusehen. Der begann wortlos nach der zweiten zu kreuzen. Sie lag merkwürdig fest. „Eine Eisscholle?!" Martin sah's und schwieg. Der Wind hatte sich gedreht und Eistrieb vom Haff her eingesetzt. Noch war's Zeit zum Umkehren. Aber noch hatte er nicht mit dem Freunde gesprochen. Eva würde lächeln. Er hörte ihre Stimme wie tiefes Glockentönen, so deutlich, als trüge sie der Wind heran, der jetzt eisig vom Hafenstädtchen herüberwehte.

Das Boot schoß an der treibenden Ente vorbei in die See hinaus. Martins Lippen öffneten sich. Aber er drehte sich nicht um. Im Heck saß Erich Lenk. Seine Augen brannten düster. Sie bohrten sich in den Rücken des Freundes, der ihm die Liebe seiner Braut genommen hatte. Austragen wollte er's heute mit ihm allein auf einsamer See. Wer konnte sagen, was geschehen war, wenn einer nicht wieder heimkam. „Du!" sagte er. Martin sah zurück. Ihre Augen hielten sich. „Die Ente liegt auf einer Scholle!" stieß endlich Erich hervor. Martin nickte und sah wieder geradeaus. Da flammte es wild in des andern Brust auf. Seine Hand zuckte nach dem Gewehr. Ein Stoß traf das Boot. Scharren. Klirren von Eis. Fest griffen Erichs Fäuste ins Steuer. Das Boot wurde wieder flott und schoß schlankweg weiter.

Wieder ein Schuß, ein Vogel klatschte ins Wasser. Erich mußte wieder manövrieren. Nun schnitt der Wind eisig ins Gesicht, die Hände wurden klamm. Scholle auf Scholle kam entgegen.

Jetzt riß Erich das Segel hoch. Pfeilschnell schnitt das Boot durch die aufschäumende See. Martin lachte auf. Immer dichter gepackt kamen ihnen die gewaltigen Eisstücke entgegengetrieben. Immer häufiger schrammten sie die Bootswand. „Hund, du!" dachte Erich und biß die Zähne zusammen, denn er konnte seine Hände nicht vom Steuer lassen.

Und dann gab es einen Stoß. Sie saßen fest. Ein leises Schaukeln noch hin und her, aber es war das Wiegen der Scholle, die vom Stoß getroffen, schwankte. „Wir haben nun Zeit", sagte Erich, und die Kinnbackenmuskeln traten hervor. Martin sah über Bord. „Die da schieben wir nicht weg, die ist zu groß." Er ließ sich nieder. „Jetzt heißt's warten!"

Erich entkorkte umständlich die Thermosflasche, obwohl sich kein wärmender Tropfen mehr darin befand. Mit einem Fluch schleuderte er sie ins Wasser. Langsam kreiste in der Strömung die einseitig belastete Scholle. Schärfer schnitt der Wind. Die Nacht kam klar herauf. Es klirrte und flüsterte. Unter Lee setzte sich ein Eisrand am Boote fest. Andere Treibstücke holten auf und packten sich um die

Fastnachtsfreude

Hörst du die Geigen,
Hörst du sie klingen?
Es ist wie ein fröhliches Jauchzen und Singen:
Fastnacht ist heut!

Fühlst du dein Herze,
Fühlst du sein Schlagen?
Willst du den frohen Tanz mit mir wagen?
Fastnacht ist heut!

Siehst du die Lichter,
Siehst du ihr Glänzen?
Wir wollen den Freudenbecher umkränzen,
Fastnacht ist heut!

Kennst du den Reigen,
Kennst du das Glück?
Nimm du mein Herz, gib deins mir zurück,
Fastnacht ist heut!

Kommt dann die Stunde,
Da alles vorbei . . .
Jauchzen wir beide, lachen wir zwei:
Aschermittwoch herbei!

Thea Weigelt

Scholle. Enten strichen vorüber. Die Sterne kamen auf und zogen im kalten Blau hinter den weichenden Wolken her. Ringsum Wasser und Himmel und nur das unaufhörliche Klirren des Eises mit dem Rauschen der Wogen. Erich kauerte dumpf auf der Bootsbank. Da straffte sich Martin: „Hilf mir!" Doch der andere rührte sich nicht. Da zog Martin die Stiefel hoch und stieg aus dem Boot auf die Scholle. Im Wasser stehend, stemmte er seine mächtigen Schultern gegen das Boot. Und Erich dachte: „Kriegt er's flott, dann lasse ich ihn zurück und stoße ab!" Keuchend hob Martin sein Gesicht. Er war blaß vor Anstrengung. „Wenn du dein Ruder dagegenstemmst, kriegen wir es flott!" Erich schüttelte den Kopf, denn er fühlte, daß er sich nicht würde beherrschen können. „Du bist blöd!" sagte Martin langsam.

„Nein", schrie Erich, „du! — Du bist wahnsinnig, du weißt nicht, was du tust!"

Martin sah ihn fest an und nickte: „Doch, doch!" Erich tastete mit irrem Blick nach dem Gewehr. „So nicht, so erledigen wir's nicht", sagte Martin kalt und stieg ins Boot. Dort setzte er sich und sah zum Himmel auf. Die Nacht zog über das Meer. Heller lockten und gleißten die Sterne. Evas Augen, dachte er, die ebenso unschuldig, so fern, so verwundert schauen können, so süß und verdorben auch ihre Küsse brennen. Er zuckte die Achseln: „Sie lügt, aber sie hat mein Wort!"

Erich ergriff das Gewehr: „Fahr zum Teufel!" Martin sah ruhig in die Mündung: „Warum willst du mich vom Erfrieren befreien? Du kommst doch bald hinterher; denn allein ringst du dich hier nicht los."

Da sank die Waffe. Ein wildes Hohngelächter geisterte über das dunkle Meer. „So wußtest du von Anfang an, um was es bei dieser Fahrt ging?! Verflucht soll Eva sein, die mir den Freund genommen, verflucht ihr beide! O, mein Haus, meine Arbeit, meine armen Eltern!"

Stummes Nicken war die einzige Antwort. Erich bedeckte das Gesicht mit den Händen. Stunde um Stunde verrann. Da erhob sich Martin: „Du erfrierst!" Er baute das Segel um ihn auf. „Nur nicht voreilig das Schicksal herausfordern, Nerven behalten! Warten!"

Zwischen die toten Entenvögel hockte er sich nieder und zwang seine Gedanken in jene selige Zeit, wo er barfuß über blühende Wiesen hinter Schmetterlingen herjagen durfte. Weiter trieb das Boot dem Verhängnis entgegen. — —

In der Wirtschaft am Meer, wo der Hafenbaurat und der Oberförster auf die beiden Jäger mit Grog und Skat warteten, wurde man aufgeregt. Man telephonierte. „Noch nicht zurück?" — „Nein!" — Hier nicht, dort nicht. Eva kam. Sie war erschrocken. „Beide? Wie unangenehm! Unglaublich, diese Männer." Sie schlug den Pelz fest um sich und ging wieder nach Hause.

Gegen Mitternacht kam Eva noch einmal ins Wirtshaus. Sie eilte strahlend auf Martin zu, der gelassen in seiner gewohnten Ecke saß. Er erhob sich steif. Blutrot war sein Gesicht, aber eisig der Blick: „Sie wollten nach Ihrem Verlobten fragen, gnädiges Fräulein? Er ist im Krankenhause! Sie brauchen sich nicht hin zu bemühen. Er erwartet Sie nicht." Dabei reichte er ihr einen Briefumschlag. Eva fühlte durch das Papier einen Ring. Da glaubte sie zu begreifen: „Martin?!" fragte sie bange.

Doch er sah sie nicht an. Zum Baurat nickte er hinüber: „Sie spielen aus, Herr Rat!"

„Verrücktheiten", die sich durchsetzten.

Von Hans Ernst Gehrke.

Die Hausfrau, die heute in der Absicht, einen leckeren Kuchen zu bereiten, zum Backpulver greift, macht sich schwerlich eine Vorstellung von der Entrüstung, Geringschätzung, ja sogar Furcht, die dieses unschuldige Hilfsmittel für das Backen bei seinem ersten Erscheinen auslöste. Vergebens wiesen seine Hersteller darauf hin, das neue Pulver tue nichts anderes als die bisher gebräuchliche Hefe, erzeuge nämlich ein bestimmtes Gas, durch welches das Gebäck lockerer und schmackhafter würde. Schon der Gedanke an Gas löste neue Schrecken aus. Wie leicht konnte es mit dem Genuß des Brotes oder Kuchens in den Körper dringen und diesen so gewissermaßen zu einem Luftballon machen! Eine deutsche Karikatur, deren Zeichner sich über die Furcht vor dem Backpulver lustig macht, zeigt eine ganze Familie, die nach dem Genuß von Brot, das mit dem neumodischen Backmittel bereitet war, unter der Decke ihres Zimmers schwebt, unfähig, den festen Boden wieder zu gewinnen.

Das Backpulver ist nicht die einzige Erfindung, die bei ihrem ersten Auftreten sei es mit Spott und Hohn, sei es mit offener Furcht aufgenommen wurde. Als in London die alte Ölfunzelbeleuchtung der Straßen durch Gaslampen ersetzt werden sollte, hielten die Bürger Protestversammlungen ab. Man wußte von dem neuen Leuchtmittel nur so viel, daß es aus Kohle gewonnen wurde. Was konnte aus solcher aber anderes kommen als Rauch? Und der Gedanke, Rauch zur Straßenbeleuchtung benutzen zu wollen, erregte bei den einen stürmische Heiterkeit, bei anderen Entrüstung, daß man es wage, ihnen solchen Unsinn zuzumuten.

Der heftige Widerstand, der sich bei der ersten Einführung der Eisenbahn gegen das neue Verkehrsmittel nicht nur in seiner englischen Heimat, sondern auch in Deutschland erhob, ist zu wohl bekannt, als daß hier näher darauf eingegangen werden müßte. Erwähnt sei nur eine deutsche Karikatur, die im Jahre 1847, also immerhin volle 12 Jahre nach Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn, erschien und welche die dem neuen Verkehrsmittel gegenüber herrschende Einstellung deutlich veranschaulicht. Der Zeichner, wohl selbst ein Erfinder, hatte einen „Sicherheitsanzug" entworfen, bestehend aus dicken Federbetten, die den wagemutigen Reiselustigen von allen Seiten umgaben und ihn so gegen die ihm nach der Meinung des Vorsichtigen unterwegs drohenden Gefahren schützen sollten.

Es kann deshalb nicht wunder nehmen, daß auch der Kraftwagen, insbesondere sein unmittelbarer Vorläufer, der Dampfwagen, zuerst mit Hohngelächter von den Zeitgenossen empfangen wurde. Die Vorstellung, einen Wagen ganz ohne Hilfe von Pferden von der Stelle zu bewegen, schien zu grotesk, als daß er nicht reichlichen Stoff für billige Witze gegeben hätte. Eine englische Zeichnung aus dem Jahre 1828 zeigt, wie sich der Künstler den Verkehr der Zukunft unter Benutzung des Dampfwagens dachte, wobei sein Zeichenstift ähnliche Bilder einer ausschweifenden Phantasie aufs Papier warf, wie wir sie heute sehen können, wenn jemand die Probleme der Raumschiffahrt oder ähnliches bildlich darzustellen sich bemüht. Man sieht auf der erwähnten Zeichnung einen Verkehr wie heute auf dem Potsdamer Platz, nur daß statt der Kraftwagen die seltsamsten Vehikel den Verkehr vermitteln, sämtlich durch Dampf getrieben. Der Künstler glaubte sicher, den absurden Gedanken des „gewissen Fanatikers namens James Watt" mit seinem Humor zu geißeln; wahrscheinlich hat er aber selbst noch die erste praktische Verwirklichung in Gestalt der Eisenbahn mit eigenen Augen staunend bewundern können.

War schon das Fahren ohne Pferd eine lächerliche Idee, so galt dies in noch höherem Grade von dem Gedanken, gleich den Vögeln durch die Lüfte fliegen zu wollen. Bekanntlich wurde schon Leonardo da Vinci wegen seiner Versuche, ein Flugzeug zu bauen, ausgelacht; das gleiche Schicksal hatte Ludwig Berblinger, ein Schneider zu Ulm, der im Jahre 1811 ein Segelflugzeug mit tuchüberspannten Flügeln baute, bei seinem ersten Versuch aber in die Donau fiel, natürlich unter dem brüllenden Gelächter der Zuschauer, die diesen Pionier des modernen Segelflugs glattweg für verrückt erklärten.

Das gleiche Schicksal, von verständnislosen Zeitgenossen verhöhnt zu werden, haben noch zahlreiche andere Erfindungen gehabt, die sich später als durchaus nützlich erwiesen. So z. B. der Regenschirm in der Form, wie wir ihn heute haben. Schirme zum Schutz gegen Sonne oder Regen hatte schon das Altertum gekannt. Als aber ein deutscher Erfinder gegen das Ende des 18. Jahrhunderts mit dem zusammenklappbaren Schirm zuerst an die Öffentlichkeit trat, wurde die „alberne Idee" einfach ausgelacht. Nicht besser ging es dem Erfinder der Hosenträger und auch des heute glücklicherweise in der Versenkung verschwundenen Korsetts.

Uhren zum Zwecke der Zeitmessung sind schon seit langem bekannt, aber es bedurfte erst eines findigen Kopfes, um ein Uhrwerk auch zur Auslösung bestimmter Mechanismen zu verwenden. Der Gedanke, der sich in der Folge als so fruchtbar erwies, erschien den Zeitgenossen des Erfinders nur lächerlich. Um das Überflüssige und Komische der neuen Erfindung allen recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen, empfahl eine Karikatur, sie dazu zu benutzen, um allzu weitschweifigen Predigern zur rechten Zeit das Wort zu entziehen. An der Kanzel sieht man in der betreffenden Zeichnung eine Uhr angebracht, die nach einer bestimmten Zeit selbsttätig das Kanzeldach sich senken läßt und dem allzu ausdauernden Sprecher das Wort, ihn selbst aber den Blicken seiner Hörer entzieht.





Das elektrische Auge mißt den Blutsauerstoff.

Ein unlängst entdecktes Verfahren ermöglicht es, den Sauerstoffgehalt des menschlichen Blutes zuverlässig für mehrere Tage hintereinander zu messen, ohne daß ein Blutgefäß geöffnet zu werden brauchte. Es beruht auf dem verschiedenen Absorptionsvermögen reduzierten, mithin sauerstoffreien, und Oxy-Hämoglobins; bekanntlich entspricht einem höheren Sauerstoffgehalt des Blutes eine größere Menge Oxy-Hämoglobin. Mittels einer Photozelle, die gegen die Wand des Blutgefäßes gelegt wird, läßt sich auf galvanometrischem Wege fortlaufend registrieren, wie das Licht einer an der anderen Seite der Arterie oder Vene aufgestellten Mikrolampe von dem reduzierten oder dem Oxy-Hämoglobin absorbiert wird. Eine Untersuchung von Kramer und Sarre hat auf Grund dieses sinnreichen Verfahrens ergeben, daß der Sättigungsgrad des Arterienblutes mit Sauerstoff Schwankungen aufweist, die stark abhängig von der Häufigkeit und Tiefe der Atemholung sind. — Vermutlich werden mit Hilfe dieses neuen Verfahrens noch andere bedeutsame Erkenntnisse in Kürze gewonnen werden können.

Verantwortlicher Redakteur i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.